

Seelenwanderung.

Eine seltsame Geschichte von Adolf Stacht (München).

Es war kein Wunder, daß Armin Brünning aus dem feinsten Gleichgewicht kam. Das Schicksal spielte dem guten Jungen auch gar übel mit. Jung, reich und schön, dabei klug und liebenswürdig, gebildet, trotz seines Reichtums ein fleißiger Arbeiter und in Fachkreisen geschätzt, schien ihm die glückliche Zukunft zu blühen. Und als er zu dem allen sich noch mit der blonden Agnes von Mehren verlobte, gab es keinen von uns, der ihn nicht ein wenig beneidet und einen unverkündeten Glückspilz genannt hätte.

Dann kam der erste Schlag; acht Tage vor der Hochzeit stürzte bei einem Spazierritt Agnes vor den Augen ihres Bräutigams vom Pferde und starb nach demselben Tage. Es war ein schwerer Schlag, gewiß; aber die Zeit heilt alles. Als drei Jahre später Armin seine Verlobung mit Anna Bürger, der Schwester des bekannten Gelehrten, veröffentlichte, freuten wir uns alle. Und dann kam eines Tages das Telegramm, das mich herbeirief; damit beginnt mein persönlicher Anteil an dieser seltsamen Geschichte.

Auf dem Bahnhof erwartete mich ein älterer Herr, der sich mir auf dem Heimwege — wir hatten noch eine Strecke im Wagen zu fahren — als Professor Bürger vorstellte. Was er während der Fahrt erzählte, war eine Tragödie, geeignet, die härtesten Nerven zu erschüttern. In acht Tagen hatte die Hochzeit stattfinden sollen, und heute morgen fand man die Braut tot im Bett. Die Ärzte vermuteten einen Schlaganfall, freilich ohne hinreichenden Grund, denn das junge Mädchen war nie krank gewesen.

„Mein armer Freund, wie muß ihm das Unglück erschlittert haben!“ rief ich aus. „Wie hat er es aufgenommen?“

„Eben deshalb habe ich Sie telegraphisch berufen, einerseits, weil Sie sein bester Freund sind und andererseits, weil Sie Arzt sind. Ich fürchte nämlich, der unerwartete Schlag hat seine Sinne verwirrt. Als ich ihm schonend die Nachricht von Annas Tod mitteilte — ich hatte diese schwierige Mission selbst übernommen — blieb er merkwürdig ruhig. „Also doch, sie hat also ihre Drohung wahr gemacht“, sagte er halblaut vor sich hin. Diese Worte erschütterten mich aufs tiefste, weil ich glaubte, sie bezögen sich auf Anna und deuteten auf einen Selbstmord hin. Aber er schüttelte den Kopf. „Nein, sie hat sich nicht getötet. Warum sollte sie auch? Wir waren doch so glücklich. Die andere hat es getan.“

„Ich zweifelte nicht daran“, fuhr Professor Bürger fort, „daß sich sein Sinn verwirrt haben mußte, denn es gab keine andere, die meiner armen Schwester nach dem Leben getrachtet hätte. Meine Auffassung wurde jedoch aber bald genug durch die Tat bestätigt. Heute nacht verübte Armin einen Einbruch in das mir unterstehende Museum. Der Diener kam gerade dazu, als er mit einem Beil in der Hand den Sarkophag einer ägyptischen Mumie zerschmetterte. Nur mit Mühe gelang es, den Rasenden von seinem Vorhaben abzuhalten. Er schrie immerwährend, sie — er meinte offenbar die Mumie — habe ihm nun schon zweimal die Braut getötet und er müsse sie umbringen, die Hege.“

Als ich in Armins Wohnung kam, lag er in schwerem Nervenfieber. So lange es meine Zeit gestattete, blieb ich bei ihm, dann überließ ich ihn der Obhut eines Kollegen. Lange Zeit schwelte er zwischen Leben und Tod. Monate verfloßen, ehe er so weit war, das Lager wieder verlassen zu können.

Es war dringend nötig, daß er in einem wärmeren Klima seine volle geistige und körperliche Spannkraft wieder erlange. Auf seinen dringlichen Wunsch entschlief ich mich, ihn zu begleiten. Der nötige Urlaub wurde mir gern gewährt.

Ziel- und planlos, nur der Eingebung des Tages folgend, durchstreiften wir Italien. Armin genas und zusehends an Körper und Geist. Nur die schwere Krankheit, die er durchgemacht, und welche den Eindruck der vorübergehenden Ereignisse fortgewirkt hatte, wie eine Sturmwolke selbst die tiefsten Spuren im Sande verweht, machte es erklärlich, daß er mit keinem Gedanken an das Geschehene zurückzudenken schien, daß er wieder heiter und lustig wurde, daß er gern in Gesellschaft ging und sogar nicht unempfindlich war gegen die ein wenig mütterliche und mitleidige Zärtlichkeit einer schlanke Amerikanerin, die, Gott weiß von wem, Armins Geschichte erfahren hatte und es nun interessant fand, mit dem jungen Deutschen zu flirten. Ich glaube, es war auch mehr als Zufall, daß wir uns immer wieder trafen: In Rom und auf Capri, in Neapel und auf den Trümmerfeldern Siziliens. Schließlich trafen wir das berühmte, was man in solchen Fällen tut;

anfast einander nachzureisen und sich dann über das Zusammenreffen zu wundern, vereinigten wir uns zu einer Reisegeellschaft. Mit Woodstock ging mit ihrer Mutter nach Ägypten, und so gingen wir mit; ich aus Neugier und Wissensdrang, denn das Wunderland am Nil war schon lange Gegenstand meiner Sehnsucht gewesen; Armin, weil der Firt in eine ernste Reigung sich zu verwebeln schien. Wie gesagt, nur der Umstand, daß er, vom Tode erstanden, voll neuen Lebensmutes und neuen Lebensgefühls auf das vergangene Leben wie auf einen wüsten Traum zurückblickte, ließ diese rasche Reigung erklärlich und sozusagen entschuldigen.

In Ägypten begannen sich unsere Wege zu trennen. Mit Mabel als echte Amerikanerin hatte wenig Sinn und Verständnis für die Lieberste der uralten Kultur, und auch Armin war die lebende Gesellschaft lieber, als die tote Pracht der Königsgräber und Pyramiden. Während ich weite Ausflüge unternahm und oft tagelang entfernt war, spielte er mit Mabel und ihrer Gesellschaft Tennis oder ritt mit ihr aus.

Als ich von einer weiteren Tour zu den Katarakten nach zwei Wochen wieder ins Hotel zurückkam, fand ich Armin verwandelt, nicht zu meinem Vorteil. Vergebens drang ich in ihn, sich mir anzuvertrauen, denn ich hatte die Empfindung, daß ihn etwas bedrückte. Das Verhältnis zu Mabel konnte es nicht sein. Eher gewann ich den Eindruck, daß aus dem Liebespiel eine heisse Leidenschaft geworden, die sie beide erlöschte hatte.

Während meiner Abwesenheit war ein neuer Gast ins Hotel eingezogen, eine indische Fürstin, die Frau eines jener sagenumwobenen Rajas, von deren Reichtum man Wunderdinge erzählt. Die fremdländische Schönheit der Fürstin, ihre absonderliche Tracht — sie trug nur die Kleidung, wie sie in Indien üblich —, der Reichtum an Juwelen, dabei ein fast naives Unerfahrensein in den Gebräuchen der Gesellschaft und eine rührende Unwissenheit in den Grundgesetzen der Neuzeit, die sie gar nicht verband, all dies machte die Fremde interessant. Der Fürstentitel, der auf die Töchter des demokratischen Amerika eine viel stärkere Anziehungskraft ausübte, als auf die Europaerinnen, mochte auch dazu beitragen, daß sich Mabel von der Freundschaft der Fürstin gehergert fühlte, und daß sich zwischen den beiden ein intimer Verkehr entspann, sehr zum Verdruß Armins, der die Zudröckung nicht gut leiden mochte.

Eines Abends kam, was ich längst vorausgesehen: Bei einem Spaziergang unter rauschenden Palmen verlor sich Armin mit Mabel. Noch am gleichen Abend teilte er es mir mit. Ich gratulierte ihm herzlich. Er selbst war aufgeregt und ernst, was ich schließlich begrifflich fand.

Am Mitternacht des gleichen Tages weckte mich jemand aus dem Schlaf. Als ich mich im Bett aufrichtete, erkannte ich den Freund. Er sah verstört und leichenblau aus.

„Du mußt mich anhören, ich muß sprechen, auf die Gefahr hin, daß Du mich auslachst oder für einen Narren erklärst. Sie war wieder da, diese Nacht, hat mir wieder gedroht, hat mich an den lächerlichen Schwur erinnert. Ich fürchte für Mabel.“

„Du fieberst, Armin. Du redest irre.“

„Höre mir erst zu, dann meinestwegen glaube oder glaube nicht. Ich muß weit in die Vergangenheit zurückgehen, um Dir alles verständlich zu machen.“

Als ich das erste Mal verlobt war, mit Agnes von Mehren, besuchten wir zusammen das Museum, dessen Leiter schon damals Professor Bürger war. Die Sammlungen hatten vor kurzem eine wichtige Bereicherung erfahren: die Mumie einer jungen Ägypterin, einer mit 16 Jahren verstorbenen Königs-Tochter, wie Bürger aus den Inschriften feststellte. Dieser Inschriften halber hatte er sich auch meinen Besuch erbitten. Während ich bei der Mumie zurückblieb, führte er meine Braut und deren Mutter durch die Säle. Ich bestaunte die Leiche und erblickte plötzlich, was Bürger offenbar entgangen war, auf der Brust einen kleinen schwarzen, mit dem Bilde des Scarabäus und einigen Hieroglyphen bedeckten Stein. Ich steckte ihn zu mir, um zubaute die Inschrift zu enträtseln und vergaß, Bürger davon zu sagen.

In der darauffolgenden Nacht hatte ich einen Traum. Die Königs-Tochter stand vor mir und blickte mich halb liebevoll, halb drohend an. „Du hast mir meinen Talisman gestohlen“, sagte sie. „Du mußt sterben oder dich mit mir verloben für dieses Leben und für alle künftigen.“ Und im Traume verlobte ich mich ihr. Ich höre noch ihre Worte: „Du wirst nie einem anderen Weibe angehören.“

Ich vergaß den Traum schon am nächsten Morgen. Und ich dachte mir nichts dabei, als die Ägypterin acht Tage vor der Hochzeit nochmals erschien und drohend wiederholte: „Du wirst keinem anderen Weibe angehören.“

Am folgenden Tage stürzte Agnes vom Pferde. Ich habe noch niemandem erzählt, was ich Dir jetzt erzähle: Als sich scheinbar ohne Grund, das sonst so ruhige Tier zu bäumen begann, schrie mir Agnes zu: „Jage doch die braune Dirne weg, sie macht mir das Pferd scheu.“ Und es war weit und breit niemand zu sehen!

Ich brauchte drei Jahre, um die Sache zu überwinden, um mir klar zu machen, daß es sich nur um eine zufällige Vertreibung von ganz natürlichen Erscheinungen gehandelt haben könne, die meine aufgeregte Phantasie zu Gespenstergeschichten umwandelte. Ich will kurz sein: Acht Tage vor dem Tode Annas erschien mir die Ägypterin wieder. In der Nacht, da Anna starb, plötzlich, eines rätselhaften Todes, erschien das braune Weib wieder, dämonisch lächelnd. „Mit diesen Händen habe ich sie ernährt.“ Und sie hielt mir die schmalen, langen, sehnigen Finger entgegen.

Ich war nicht wahnsinnig, als ich ins Museum einbrach, um die Mumie zu vernichten. Du weißt, daß die Ägypter den Körper deshalb als Mumie erhalten, weil sie, als Anhänger der Seelenwanderung, an ein Weiterleben der Seele nur so lange glaubten, als der Körper weiter fortdauerte. Und ich glaube, sie hatten nicht unrecht. Es gibt keine wesentlichen Geister, es gibt nur materielle Dinge, mögen sie vielleicht auch für gewöhnlich unseren Sinnen nicht zugänglich sein. Und mit dem Tod der Materie muß auch die sogenannte Seele sterben. Hätte man mich damals mein Wert vollenden lassen, ich wäre heute ruhig, und sie wäre nicht wieder gekommen.

Denn ich war wieder da. Diese Nacht war sie da und hat mir gedroht, und befohlen, Mabel mein Wort zurückzugeben. Und jetzt kommt noch etwas, was Dich wundern wird, wie es mich gequält hat: Ich sah ihre Züge genau, und ich schwöre es Dir, meine ägyptische Königs-Tochter ist niemand anders als diese angebliche indische Prinzessin.

Armin, Du phantasiertest, Du siehst.

„Laß mich. Ich werde morgen Gewissheit erlangen. Ich weiß schon, wie ich es anfangen.“

Am nächsten Tage, als wir beim Frühstück beisammen saßen, zog Armin plötzlich einen schwarzen mit dem Bildnis des Scarabäus geschmückten Stein aus der Tasche und reichte ihn der Fürstin hin. „Hier, Durchlaucht, nehmen Sie Ihr Eigentum zurück.“

Ich wartete gespannt, was sie antworten würde, ob sie eine Erklärung verlangen, ob sie erzürnt sein würde über die Kühnheit meines Freundes, die ihr unverfänglich sein mußte. Aber nichts davon geschah. Sie schüttelte nur leise das Haupt. „Ich nehme den Stein nicht, Sie müssen ihn schon behalten. Ihn und alles, was damit zusammenhängt!“

Und sie blickte Armin an, mit einem Blide, in dem Haß und Liebe sich seltsam mischten.

Während bligte ein Browning in seiner Rechten. Er beugte sich über den Tisch und flüsterte heiser vor Erregung: „Entweder Du nimmst ihn zurück, oder ich schwöre Dir, Du und ich sind in der nächsten Minute Leiche.“ Und sein entschlossener Blick zeigte, daß es ihm blutiger Ernst sei.

Ich sah das Gögern, sah, wie der innere Kampf sie erschütterte, sah, wie sie bald widerwillig, von Todesangst geschüttelt, die Hand ausstreckte, um den Stein zu empfangen. Als sie ihn genommen, verbeugte sich Armin und ging. Ich wollte sein Tun entschuldigen, aber die Prinzessin wandte mir schroff den Rücken. Eine Stunde später war sie abgereist, ohne sich von jemandem verabschiedet zu haben.

Ein paar Tage später langte ein Schreiben Professor Bürgers ein, worin er Armin beglückwünschte. Am Schlußieß dieß es: „Dante dir nur, was passiert ist. Der Leichnam der ägyptischen Prinzessin. Du kennst ihn ja, ist plötzlich verschwunden. Nicht etwa geraubt, sondern verschwunden, in Rauch aufgelöst, in Asche zerfallen. Nichts ist da, als der leere Sarkophag und die Binden, womit der Körper umwickelt war. Es müssen irgendwelche unbekannten Umstände eingetreten sein, die diesen plötzlichen Zerfall bewirkt haben; denn angenommen, wie es die alten Ägypter lehren, daß der Kreislauf der Seele vollendet und diese wieder in den Körper zurückgeführt sei, der darauf als neues Lebewesen aufrückt, dazu sind wir doch zu aufklärungslos.“

„Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde“, murmelte Armin. Dann geriet er den Brief in kleine Fetzen und ging hinab in den Garten, wo Mabel bereits auf ihn wartete.

— Gewissensfrage. Raubmörder (zu seinem Verteidiger): „Herr Rechtsanwalt, es heißt doch: Böse Menschen haben keine Rieder.“ ... Soll ich da nicht in der Hauptverhandlung das Liebespaar nicht, was soll es bedeuten... anstimmen?“

Medizinische Briefe.

Eine Autogeschichte von Alvin Römer.

„Also acht Tage Urlaub hast Du Dir richtig wieder rausgeschunden, Kathrin?“ sagte mir nicht ganz ernst gemeint Kommerzienrat der Kommerzienratin Kathrin zu seiner Köchin, die gekommen war, sich einen Teil ihres ersparten Lohngebets geben zu lassen. „Und nach Krähensfeinthal willst Du?“

„Ja, wenn das Mareiten doch Hochzeit hat, Herr Kommerzienrat!“ entschuldigte sich Kathrin.

„Weißt schon, bei Euch hat immer eine andere Hochzeit! Das geht nun schon an die zehn Jahre!“

„Wir sind ja man sehr!“ erklärte Kathrin verstimmt. „Und Mareiten ist die letzte!“

„Bis auf Dich!“

„Mich mag keiner nich. Ich von den Mannens zu hübsch!“ sagte das allerdings auch ganz verteuelt hübsche Mädchen, das zu einer schiefen Kartoffelhase und einem frohgartig breiten Mund einen Ausbruch in den Augen hatte, daß man nie recht richte, wohin sich ihre Blicke eigentlich richteten.

„Wir könnten Dich auch nicht entbehren, Kathrin. Wenn Du nicht so beständig für mich alten Krüppel kochst, wär ich längst tot!“

„Na, also glückliche Reise und amüsiere Dich gut. Mit welchem Zuge fährst Du denn?“

„Mit dem letzten. Gegen Mitternacht. Die beiden vorher haben bloß geritten!“

„Alter Geizhals!“

„Ach was, in vierter sind auch Bänke! Und so lange ich nicht Automobil fahren kann, triede ich in die vierte Klasse!“

„Aha, Auto möchtest Du also fahren? Nicht übel!“ lachte Kathrin.

„Schade, daß unseres schon wieder kaputt ist, sonst hättest Du ja mal die große Dame spielen und Deine Sippchaft als Sportler überraschen können!“

„Ja, das sagen der Herr Kommerzienrat so! Weiß's entzwei ist! Sonst...“

„Na, wer weiß, Kathrin!“ lachte er. — Als sie das Zimmer verlassen hatte, ging er ans Telefon und verlangte die Nummer eines Fuhrherrn, wobei er vorher gestört worden war.

„Kann ich Ihr Mietauto heute abend gegen zehn Uhr haben?“

„Wer ist dort?“ fragte jemand zurüd.

„Kathrin!“ wiederholte er ungeduldig.

„Ja, das haben wir gestern doch schon definitiv abgemacht, Herr Kathrin!“

Der Kommerzienrat stuchte. Er hatte nämlich einen Reffen, der ein lodender Reffig war und mehr Geld verpulverte, als er verantworten konnte, weshalb er ihm auch deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß seine galanten Aufmerksamkeiten zwecklos seien, die er an seine Kusine, des Kommerzienrats Tochter, bei jeder Gelegenheit verschwendete.

„Das hat dann wohl mein Reffe für mich getan! Ach bitte, sagen Sie mir doch, was er mit Ihnen verabredet hat.“

„Heute abend — allerdings schon um neun — steht das Auto zu Ihrer Verfügung. Er kommt selbst und fährt Sie nach Leipzig zur Messe! Stimmt's?“

„Ganz recht! Ich danke Ihnen“, sagte dann der Kommerzienrat und hingab ab.

Das war ja eine sonderbare Sache! Von diesem Ausflug nach Leipzig hatte er keine Ahnung! Was mochte sein Herr Reffe für Absichten haben?

Ein blühartiger Verdacht überfiel ihn. War Marietta dem blenden Belagerer doch ins Garn gegangen? Doch seines Abwinkens? Ihre Unerfahrenheit war so leicht zu betören. Und an Wachsamtelt hatte er es wohl oft genug sehen lassen.

Plötzlich begann er sich auch darauf, da er sie gestern vor dem Schmuckfächer ihrer toten Mutter getroffen hatte. Er sah nach, wahrhaftig, die kostbaren Stücke fehlten. Da ging er stracks zu ihr hinüber.

„Wer ist da?“ fragte sie, als er an ihre verschlossene Türe klopfte.

„Dein Vater, Kind!“

„Ach verzeih, Papa. Ich öffne gleich!“

Ein Blick durch das Zimmer überzeugte ihn, daß sie allerhand Wäsche und Garderobe ausgehüllt hatte. Sein Verdacht wurde zur Gewissheit.

„Ich sehe, Du willst verreisen, Marietta“, sagte er obenhin. Aber er beobachtete sie heimlich. Und richtig, sie wurde rot. Sie zu verstellen, hatte sie so selten Veranlassung gehabt. „Darf man fragen, wohin?“

„Ich will nicht verreisen, Papa!“

kleines unwissendes Dummchen bist! Hättest Du Vertrauen zu Deinem Vater gehabt, so würdest Du Dir diese Reisevorbereitungen haben ersparen können!“

„Ich lasse aber nicht von Hans!“ rief sie, sich einen Rud gebend und stampfte sogar mit dem Fuß auf.

„Das ist ja kein Unglück, daß sie alle nicht von ihm lassen, die er einmal geliebt hat!“ sagte Papa Kathrin farfaktisch.

„Was willst Du damit sagen, Papa?“

„Das kannst Du aus diesen Briefen lesen, die mir im Laufe der Zeit ins Haus geflogen sind!“ entgegnete er und reichte ihr ein ziemlich belebtes Awerit. „Es ist eigentlich keine Letztüre für kleine, halbblinde Mädchen. Aber ich sehe, Du brauchst sie als Medizin!“

Darum blätterte sie durch, bis Du merkst, daß die Reiselust sich verflüchtigt. Dann kannst Du sie mir wiederbringen. Ich bin in meinem Arbeitszimmer!“

Der Kommerzienrat hatte für den Abend verschiedene gesellschaftliche Verpflichtungen. Hans Kathrin, der in halber Selbständigkeit, aber mit seines Vaters Unterscheidung ein paar große Geschäfte am Plage vertreibt und dadurch ziemlich genau orientiert war, hatte seinen Entfährungsplan mit kluger Berechnung auf diesen Abend gelegt. Er mußte, daß sie einen gewaltigen Vorsprung gewinnen konnten und ohne Ansetzungen über die Grenze gelangen würden. Bald nach neun fuhr er in langsamem Tempo durch die Mozartstraße, in der das ordentliche Haus seines Vaters lag, und gab das verabschiedete Hupensignal: fünf hintereinander jagende kurze Töne!

Und richtig, da kitzte der Schlüssel in der kleinen schmiedeeisernen Seitenpforte des Parks. Eine Gesellschaft in langem Automontel, die Schupbrille vor dem Gesicht, und die Wachtstuchmüge flott über das Köpfchen gezogen, schlüpfte heraus und winkte unsicher.

Im Nu sprang er ab, öffnete den Schlag und ließ sie hineinklettern. Eine gewaltige Tische, die die halblinde an der Hand mit herausgeschleppt hatte, schob er nach.

„Nun flint, Liebste!“ murmelte er hastig. „Wenn wir erst draußen sind, seht Du Dich zu mir! Es geht ja alles brillant, findest Du nicht?“

„Ach ja!“ hauchte sie. Es war ihr offenbar ein bißchen „schrummrig“ ums Herz herum.

Und dann furbelte er an. Der Motor knatterte. Die Räder kamen ins Laufen. Eilig ging es über das holprige Pflaster der Seitenstraßen, über den glatten Asphalt der großen Verkehrsadern, hinaus auf die gut gewölbte breite Chaussee.

Tra-ta-ta-ta-ta! triumphierte die Hupe. Alles mußte ausweichen oder zur Seite fliehen, was Hans Kathrin in den Weg kam, den er mit seiner jungen, schönen, glückseligen Beute gewählt hatte.

Noch ein paar Stunden, und er hatte gewonnenes Spiel! Dann mußte der spröde Herr Onkel nachgeben, ob er Lust dazu verspürte oder nicht! Dann hatte dieses Zimmerleichen ein Ende, das ihn aus einer Verlegenheit in die andere trieb! Es war eine Wonne, daran zu denken! Und mit einem fast unartikulierten Freudenstöhnen setzte er die höchste Geschwindigkeit ein.

Als sie weit genug von der Stadt fort waren, hielt er an, mitten auf freiem Felde, öffnete den Schlag und folgte voll Courtoisie: „Jetzt bitte ich Dich aber, Schatz, mir vorn Gesellschaft zu leisten. Wenigstens bis Krähensfeinthal! Komm!“

„Ach ja!“ entgegnete sie flüsternd. Doch wie sie heraustratete, hatte er sie auch schon in den Armen, drückte sie an sich, wie nartisch, und tangte dann übermütig im Richte der ungeduldig blinkenden Scheinwerfer auf der breiten Chaussee rundum.

„Ich... kann... nicht... mehr!“ leuchtete die Entführte. Es klang, als ob ihr die Stimme verjagte vor Erschöpfung. Da hob er sie lachend auf den Vorderfuß, stieg behend nach und ließ den Kenner alsbald weiterlaufen. Schweigend saßen sie nebeneinander. Ortschaften tauchten auf und stogen vorüber.

„Krähensfeinthal?“ fragte sie unsicher an seiner Seite, und zeigte auf die deutlich werdenden Lichter einer vor ihnen liegenden Stadt. Er hörte es kaum, so leise sprach sie.

„Noch nicht, Lieb!“ entgegnete er und umfaßte sie mit dem freien Arm für ein paar zärtliche Augenblicke.

Aber beim nächsten Flecken fragte sie wieder, bis das alte Nest wirklich in Sicht kam. Da tastete sie schüchtern nach seinem Arm hinüber und legte, aber diesmal mit vollkommener breiter Stimme: „Hier möchte ich gerne aussteigen, Herr Kathrin!“

Ich bin nämlich hier zu Hause. Und meine Schwester hat Hochzeit morgen! Nicht wahr, Sie nehmen's nicht übel und halten einmal an?“

Wie ein Schlag traf's ihn und das Paar sträubte sich ihm unter der Wachtstuchmüge. Kreuzmohrenlement, das war doch nicht Mariettas Stimme! Das war ja...!

Wütend brachte er die Maschine zum Stehen. Mitten auf dem Krähensfeinthal. Wütend schrie er die Entführer an: „Wie kommen Sie dazu, sich in mein Auto zu setzen, Sie unverschämte Frauenzimmer!“

„Ihr Herr Onkel hat es doch gewünscht, Herr Kathrin!“ sagte sie betonnen. „Da mußte ich doch gehorchen! Aber schreien Sie bloß nicht so. Die Leute laufen ja zusammen. Und es ist doch bald Mitternacht!“

„Mein Onkel?... Ha, der alte Schnüffler, Das sieht ihm ähnlich!... Arme Marietta, wie mag es Dir ergangen sein!“ klagte er pathetisch. „Aber harre nur aus! Ich erlöse Dich doch noch!“

„Von Marietta habe ich einen Brief für Sie!“ meldete sich Kathrin und holte ein Awerit aus der Tasche. Es war ziemlich umfangreich. Er riß es auf. Im Scheine der Autoscheinwerfer erkannte er Blätter mit verschiedenen Handschriften, bei deren Anblick er das dunkle Gefühl hatte, als läße er sie nicht zum erstenmal. Aber da waren ja auch ein paar Zeilen von Mariettas Hand. Und voll Ingrimms las er: „Lieber Vetter, die beiliegenden Briefe hat mir Papa zur Einsicht überlassen. Sie werden auch Dich belehren, warum ich Dir nicht folgen kann. Daß Du Kathrin nach Krähensfeinthal fahren müßtest, soll Deine Strafe sein. Papa besteht darauf und ich kann's nicht ändern. Haß's ja auch verdient!“

Marietta.“

Epitratien am französischen Königshof.

Die Spielleidenschaft hat an den französischen Königshöfen stets eine große Rolle gespielt; unter Karl VII. spielte die Hofgesellschaft mit Inbrunst Biquet, unter Franz I. das Reverspiel, unter Ludwig XIII. das looca, das Rognon aus Italien mitgebracht hatte; noch auf seinem Totenbette spielte der Kardinal seine letzte Partie. Ludwig XIV. war ein großer Spieler vor dem Herrn, und die Damen seiner Umgebung jügten gern seinem Beispiel. Wime. de Montespan war eine geradezu gefürchtete Spielerin. Die Günstlinge des Königs machten es ebenso; Grammont, Dangeau, Vangloer, und später der Herzog d'Antin, alle diese Herren lebten zuzufügen von der Biquet-Dame. Nur Dangeau nahm eine Sonderstellung ein; er spielte und gewann ehrlich. Die meisten Partner beim Spiel im Hofstee aber würden die Ansprüche, wie er im Begriffe stand, sich damit die Taschen zu füllen. In den Tagen der Montespan spielte man im Schloße regelmäßig von 3-6 Uhr; man spielte an fünf Spieltischen, an einem führte stets der König den „Vorfuß“. Auch die Kunst, Verluste mit Würde hinzunehmen, stand nicht in Gunst. Im Gegenteil; wenn der König verlor, erging er sich in derben Scheltreden; und bei Dangeau und Vangloer kam es sogar zu einer Stodprügellei. Dabei konnten die Betrüger immer auf Nachsicht rechnen und sich auf die hohen Beispiele berufen. In späteren Jahren pflegten sich die Gewinner sogar einen gewissen Prozentsatz ihrer gegenfeitigen Gewinne niederzugeben; gleichsam als Prämie für die mituntergelassenen, nicht ganz ethischen Gewinnspiele.

Zer entflammte Liebhaber.

In Italien erhielt Adetina Batti einmal den Besuch eines Bewunderers, der nichts sehnlicher gewünscht hatte, als der großen Sängerin einmal persönlich seine Begeisterung vortragen zu können. Es war ein würdiger älterer Herr, dem die Signora die Bitte nicht abschlagen wollte. Als bald nach der Begrüßung ging aber der Liebhaber in Flammen auf, er hatte keine noch brennende Zigarette in die Tasche gesteckt. Die Batti ergriff sogleich eine Karaffe mit Wasser und goß dies auf den sprachlos Dastehenden, indem sie meinte:

„Ich habe schon viele Bewunderer empfangen, aber noch keiner ist so würdevoll für mich entflammte wie Sie. Da muß ich an die Wahrheit Ihrer Empfindung wohl glauben!“

— Ein fideles Dct. Einheimischer: „Ich verließ die Stadt nicht! Vor acht Tag hat der Schuster Hannes e Sau geschlacht, am Mittwoch ist dem Glubder sein Stadel abgebrannt, am Freitag hat mer den Schreiner Steffl eingetrahnt und gestern war beim Bürgermeister Rindstaus — und da sag'n die Fremden, bei uns war nix los!“ 10